SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Ehe und Familie - Konvention oder Sonderfall? Ursachen, Probleme und Perspektiven des Wandels der Lebensformen

Ostner, Ilona

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Zur Verfügung gestellt in Kooperation mit / provided in cooperation with:
Verlag Barbara Budrich

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Ostner, I. (1999). Ehe und Familie - Konvention oder Sonderfall? Ursachen, Probleme und Perspektiven des Wandels der Lebensformen. *Zeitschrift für Familienforschung*, *11*(1), 32-51. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-291192

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de

Terms of use:
This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more Information see: https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0

gesis Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

Ilona Ostner

Ehe und Familie – Konvention oder Sonderfall?

Ursachen, Probleme und Perspektiven des Wandels der Lebensformen

Zusammenfassung
Die Ehe habe ihre Plausibilität verloren, heißt es heute. Man bindet sich, wenn und weil man diesen Anspruch für sich akzeptiert. Man bindet sich nicht, wenn man meint, einem Kind oder seinem Partner/seiner Partnerin nicht genügen zu können. Sexualität und Fortpflanzung, Paarbeziehung und Elternschaft sind auseinandergetreten. Ökonomische Motive sollen die Familienbildung, aber nicht mehr die Heirat und Ehe leiten. Der Beitrag greift aktuelle Ansätze auf, die sinkende Heiratsneigung, Aufschub der Familiengründung, Verzicht auf Kinder oder Scheidung vor dem Hintergrund einer gestiegenen individuellen Autonomie gegenüber von außen gesetzten Normen und eines gestiegenen Anspruchs an zwischenmenschliche Beziehungen zum Partner/zur Partnerin oder zum Kind diskutieren. Er erweitert diese Ansätze durch den Hinweis, daß die fortschreitende vertikale Differenzierung von Einkommen und Erwerbschancen Ehe und Familie für eine wachsende Zahl junger Menschen zum knappen, aber wichtigen Gut wechselseitiger Unterstützung werden läßt.

Schlagworte: Ehe, Scheidung, Alleinerziehen, Arbeitsteilung, Individualisierung, Liebe, Treue.

Abstract
As many argue, marriage has become a choice and one living form among others. People become committed to each other, if this is in tune with their personal aspirations. They eschew close relationsships – be it to a partner or to a child – if they feel that they cannot live up to the corresponding expectations. Women and men are said to marry no longer because of economic reasons. The essay debates decreasing marriage and birth, but increasing divorce rates as a result of both, a change of norms and values as well as a change of individual strategies. At the same time it brings structures and constraints back into the analysis by insisting that to marry and to have a family – defined as a system of mutual support – will increasingly become a matter of income and work prospects.

Keywords: Marriage, divorce, single parenthood, gender division of labour, individualization, love, loyality.

1. Zurück in die Zukunft?

Im Jahr 1929 diskutierten die Schriftstellerin Vita Sackville-West und ihr Ehemann, der Politiker und Schriftsteller Harold Nicolson, im britischen Rundfunk (BBC) ihre Vorstellungen von der Ehe. Dieser Dialog, abgedruckt in dem Buch,

das Nigel Nicolson der Ehe seiner Eltern (sie dauerte von 1913 bis 1962) widmete, schließt mit folgenden Aussagen (Nicolson, 1978, S. 197):

Harold: Du bist auch der Ansicht, daß eine gelungene Ehe die größte aller menschlichen Wohltaten ist?
Vita: Ja.
Harold: Und daß die Grundlage Liebe sein muß, die von der Intelligenz gelenkt wird?
Vita: Ja.
Harold: Daß eine wesentliche Voraussetzung gemeinsame Wertbegriffe sind?
Vita: Ja.
Harold: Daß die einzigen Dinge, die eheliche Nervenkrisen abwehren können, Bescheidenheit, gute Laune und vor allem Beschäftigung sind?
Vita: Ja.
Harold: Und Geben und Nehmen?
Vita: Und Geben und Nehmen.
Harold: Und gegenseitige Wertschätzung. Ich glaube nicht an die Beständigkeit irgendeiner Liebe, deren Grundlage Mitleid oder schützende oder mütterliche Naturtriebe sind. Sie muß sich auf Achtung gründen.
Vita: Ja, ich stimme bei. Die Theorie vom Höhlenmenschen mit dem süßen kleinen Dingelchen ist längst vorbei. Sie war eine Auffassung, die die besten Eigenschaften beider beleidigte.

Die Sozialwissenschaften erklären sinkende Heiratsneigung, Aufschub der Ehe und Zunahme von Scheidungen mit einer abnehmenden institutionellen Kontrolle von Ehe und Familie durch Kirche und Staat einerseits, der Zunahme individueller Autonomie, das heißt, einer kritischen Distanz gegenüber äußerer Autorität und von außen gesetzten moralischen Geboten, andererseits. Die institutionelle Kontrolle hat der je eigenen Entscheidungsfreiheit einer Frau oder eines Mannes und ihrem selbst verantwortetem Handeln Platz gemacht. In der Folge sind individuelle Erwartungen an die Qualität der Paarbeziehung gestiegen. „Reziprozität", wechselseitiges Geben und Nehmen, gegenseitiges Verständnis, Achtung des Anderen, Toleranz sowie Treue aus pragmatischen, nicht moralischen Gründen sind heute die wesentlichen Kriterien einer guten Beziehung (Lesthaeghe, 1992, S. 320). Die stetig gewachsenen Mindestanforderungen an die Paarbeziehung erklären deren Zerbrechlichkeit in einer Zeit, in der Männer und Frauen nicht nur ihre privaten Lebensverhältnisse, sondern vor allem ihre Berufswege bei steigender Unsicherheit und unter erhöhtem Konkurrenzdruck erfolgreich planen und gestalten müssen.

Die Ehe zwischen Vita Sackville-West und Harold Nicolson gelang. Sie war erfolgreich, weil beide die eben erwähnten Elemente einer guten Ehe zu leben wußten, weil sie Reziprozität, gegenseitige Achtung, Toleranz sowie Loyalität, Treue zur Beziehung – nicht unbedingt sexuelle Treue – hochschätzten und einander entgegenbrachten. Dies ging nicht ohne Konflikte. Nigel Nicolson schildert die Ehe seiner Eltern als

> die Geschichte zweier Menschen, die aus Liebe heirateten und deren Liebe sich mit jedem Jahr, das verging, vertiefte, obwohl beide unablässig und im wechselseitigen Einverständnis einander untreu waren. Beide liebten Menschen ihres eigenen Geschlechts, aber nicht ausschließlich. Ihre Ehe überlebte nicht nur Untreue, sexuelle Unvereinbarkeit und langes Getrenntsein, sondern gewann dadurch sogar an Kraft und Beständigkeit. Ein jeder gewährte schließlich dem anderen volle Freiheit, ohne daß Fragen gestellt oder Vorwürfe erhoben wurden. (...) Ihre Ehe glückte, weil beide dauerndes und unverfälschtes Glück nur in der Gemeinschaft mit dem anderen fanden. Versteht man Ehe als einen Heimathafen, so waren ihre Liebesaffären lediglich Anlaufhäfen. Zum Heimathafen kehrten beide wieder zurück; hier gingen beide vor Anker.

Nigel Nicholsons Buch ist eine Lobpreisung der Ehe am Beispiel einer ungewöhnlichen Beziehung, die erst nach einem langen Kampf zur idealen, lebenslangen, 49 Jahre währenden Gemeinschaft, zur seltsamsten und gelungensten Verbindung zweier begabter Menschen, wurde (S. 9). Vita Sackville-West und Harold Nicolson meinten, eine Ehe sei für unabhängige Menschen nur erträglich, wenn man sie als eine lebenslängliche Verbindung zwischen intimen Freunden betrachtete, die nur so lange halten solle, wie beide es wünschten. Allerdings hielten sie eine glückliche Ehe für „die größte aller menschlichen Wohltaten". Deshalb sollten sich beide Ehegatten bemühen, zum Gelingen ihrer Ehe beizutragen, z.B. indem sich einer nach dem anderen ausrichtete und formte. Der Ehemann sollte seine weibliche, die Ehefrau ihre männliche Seite entdecken und entwickeln, was eben auch die Überschreitung der Grenzen sexueller Identität miteinschloß.

Nicht alle Paare stellen sich gegenseitig auf derartige Weise auf die Probe. Nicht alle sind Virtuosen moderner Ehe wie Sackville-West und Nicolson. Man kann dieses Virtuosentum freilich nicht einfach mit dem Verweis auf die außergewöhnliche Begabung und Intelligenz der beiden oder auf ihre privilegierte Herkunft abtun. All dies kann auch Bürde sein. Jedenfalls lebte dieses Paar in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts den hohen Anspruch an eine gute Beziehung und Ehe vor, der heute selbstverständlicher für breite Bevölkerungsschichten westlicher Gesellschaften geworden ist. Das Wagnis und die Konflikte, die mit dem Versuch verbunden sind, den Anspruch an gegenseitige Achtung, Toleranz, Freiheit und Treue auch zu leben, gehören heute zum normalen Alltag von Paaren. Sie erklären, weshalb viele eine Bindung hinausschieben, die Festlegung scheuen oder sich wieder trennen.

Die Ehe habe ihre Plausibilität verloren, heißt es heute. Ökonomische Gründe für die Heirat fehlten (Kaufmann, 1995). Man binde sich, wenn und weil man diesen Anspruch für sich akzeptiere und leben wolle. Man binde sich nicht, sei es an die Partnerin/den Partner oder an ein Kind, wenn man meine, diesem Anspruch nicht zu genügen. Hier spielen auch ökonomische Überlegungen eine Rolle, z.B. die Befürchtung, dem Kind und seiner Mutter kein verläßlicher Ernährer sein zu können. Sexualität und Fortpflanzung, Paarbeziehung und Elternschaft, biologische und soziale Elternschaft sind auseinandergetreten. Der Wandel von Normen und Werten hat solche Differenzierungen gefördert; aber er ist zugleich selbst Folge des veränderten Handelns von Frauen und Männern. Die Paarbeziehung konkurriert zunehmend mit der Elternschaft. Gewandelt hat sich dabei auch der Stellenwert –

überhaupt der Wert – des Kindes. Die Zahl der Kinder ist kontinuierlich gesunken. Ein Kind, die Elternschaft, beeinflußt die Palette an Wahlmöglichkeiten im je individuellen Frauen- oder Männerleben. Solche Veränderungen erklären sowohl die Zerbrechlichkeit von Paarbeziehungen wie auch den hohen Wert, den sie nach wie vor besitzt. Kinder können die Zweisamkeit der Paarbeziehung stören, all ihre Elemente verändern, vor allem dann, wenn ein Mann, eine Frau oder beide Eltern hohe Ansprüche an ihre Beziehung zum Kind und an sich selbst als Erzieher haben.

Nigel Nicolson und sein Bruder Ben wuchsen in Distanz zu den Eltern in Internaten auf und hatten zum Vater ein innigeres Verhältnis als zur Mutter. Bis heute läßt die englische Oberschicht ihre Kinder recht früh „fremd", von Dritten, betreuen. „Au-Pairs" und Frauen, die den ethnischen Minoritäten entstammen, sind in amerikanischen Dual-Career-Ehen an die Stelle der viktorianischen Kinder- und Dienstmädchen getreten. Spätestens mit sechs Jahren wechseln die fremdbetreuten Kinder in Ganztags- oder Internatsschulen über. Dann können sich die Eltern wieder ganz und gar ihrem Beruf widmen.

Die fortschreitende vertikale Ausdifferenzierung der Einkommen und Arbeitsmarktchancen hat diese Entwicklung begünstigt. In allen westlichen Ländern ziehen immer mehr Frauen mit den Männern gleich und haben vergleichbare Erwerbskarrieren und Einkommen. Gleichzeitig polarisieren die Erwerbsprofile zwischen Frauen, aber auch zwischen den Geschlechtern. Einer steigenden Zahl von gut verdienenden Frauen und Männern wird in Zukunft die gleichfalls wachsende Gruppe derjenigen gegenüberstehen, die mit ungewissen, sinkenden bzw. geringen Einkommen rechnen müssen. Dadurch verbessern sich die Chancen für die gutsituierten Familienhaushalte, Arbeitskräfte zur Kinderbetreuung und Hausarbeit billig am Markt heuern zu können, wie das amerikanische oder britische Beispiel für die Gegenwart bereits belegen (Ostner, 1998). Die privilegierten Zweiverdiener-Haushalte können ihren Kindern auch qualitativ hochwertige Kindergärten, Schulen und Universitäten, vor allem im Ausland, finanzieren. So betrachtet stellen aktuelle Veränderungen in Haushalt und Familie so etwas wie eine „Bewegung zurück in die Zukunft" dar.

Der Beitrag greift aktuelle Ansätze auf, die sinkende Heiratsneigung, Aufschub der Familiengründung oder Verzicht auf Kinder sowie Scheidung vor dem Hintergrund einer gestiegenen individuellen Autonomie gegenüber von außen vorgegebenen Normen und eines objektiv wie subjektiv gestiegenen Anspruchs an zwischenmenschliche Beziehungen zu einer Frau/einem Mann oder zu dem eigenen Kind zu diskutieren. Nach wie vor ist die Ehe die domininante Lebensform. Die Mehrheit der Menschen in unserem Land verbringt einen sehr großen Teil ihrer Lebenszeit in einer Paarbeziehung – eine Folge der gestiegenen Lebenserwartung und der gesunkenen Kinderzahl.

2. Wandel der Paarbeziehungen – Fakten gegen Mythen

Auf kaum einem anderen Feld, so Günter Burkart (1995, S. 3; Burkart, 1997), liegen seit Jahren so viele ausführliche Analysen auf statistischer und anderer Daten-

basis vor wie auf dem des Wandels der Lebensformen; dennoch sind die Einschätzungen darüber kontrovers. Ungeachtet der Daten wird mal das Beharrungsvermögen von Ehe und Familie, mal ihr nahes Ende verkündet. Im Verschwinden begriffen ist für manche vor allem die Ehe.

Gut abgesichert sind dabei im wesentlichen drei demographische Entwicklungen: (1) Das Absinken der Geburtenrate seit den späten 60er Jahren auf inzwischen 1,3 Kinder pro Frau; (2) ein starker Rückgang der Heiratszahlen, vor allem bei den jüngeren Erwachsenen und ein Anstieg der Scheidungsquoten; (3) schließlich eine merkliche Abnahme von Vater-Mutter-Kind-Familien und ein Anstieg nichtehelicher und -familialer Haushalte (ebd.).

Manche dieser Entwicklungen wurden dramatisiert, teils vor dem Hintergrund des Siegeszugs der auf Ehe gegründeten Normalfamilie und des Babybooms im Wirtschaftswunder der Nachkriegszeit. Der skizzierte Wandel vollzog sich vor allem und mit hohem Tempo zwischen 1965 und 1975. Seit den 1980er Jahren stabilisieren sich die Lebensformen wieder, auch die Scheidungsquoten. Kein Eheschließungsjahrgang hat bisher einen Anteil an geschiedenen Ehen von mehr als 25 Prozent erreicht (ebd., S. 4, Fußnote 3).

Das nicht-eheliche, häufig voreheliche, Zusammenleben hat sich als Alternative zu Frühehen fest etabliert. Nicht-eheliches Zusammenleben kann auch Beginn – oder eine Etappe – im Durchleben sukzessiver Partnerschaften sein, eine weitere neue Lebensform, die heute allerdings vor allem dann gesellschaftsfähig ist, wenn Kinder fehlen. Hinzugetreten sind neue Lebensformen, über deren Verbreitung man allerdings wenig weiß, z.B. jenes „living apart together" oder gleichgeschlechtliche Partnerschaften, meist ohne Kinder. In aller Munde ist ferner die Zunahme des Single-Daseins, wobei oft nicht zwischen alleinstehenden älteren Menschen, meist verwitweten Frauen, und jungen Personen, die zwar alleine wohnen, aber häufig familiär und/oder partnerschaftlich gebunden sind, und den tatsächlich einsamen Wölfen, unterschieden wird.

Der Wandel der Lebensformen und seine Ursachen stellen sich allerdings differenzierter dar, als die Rede vom „Auslaufmodell Ehe" oder von der Single-Gesellschaft glauben machen will (Lauterbach, 1999). So sind zwar rund ein Drittel aller Haushalte in Deutschland Einpersonenhaushalte – und dies mit steigender Tendenz. Aber die alleinlebenden Erwachsenen waren überwiegend schon einmal verheiratet. Die Zahl derjenigen, die nie im Leben verheiratet waren, ist immer noch sehr klein. Noch dominiert also die Ehe als Lebensform. Fast zwei Drittel der erwachsenen Bevölkerung leben zur Zeit mit dem Ehepartner zusammen, davon ein Drittel mit und fast noch einmal so viele ohne Kinder im gemeinsamen Haushalt. Dabei darf nicht vergessen werden, daß viele der von der Statistik erfaßten heutigen Paare ohne Kinder, Haushalte in der „Nachelternschaft" sind: Die Kinder sind bereits ausgezogen. In diesem Zusammenhang ist auch erwähnenswert, daß die überwiegende Mehrheit dieser Kinder höchstens eine Autostunde von den Eltern entfernt lebt und regelmäßigen Kontakt zu diesen hat. Die Statistik untererfaßt die Erwachsenen, die in nichtehelichen Partnerschaften leben, und schlägt diese häufig den Singles zu. Die von der neuen Regierung angekündigte Gleichstellung dieser Lebensgemeinschaften „auf Wunsch und Antrag" wird die Zahl der Paarhaushalte

und „vollständigen" Familien wieder erhöhen und damit die Zahl der vermeintlich Alleinerziehenden bzw. Kinder mit nur einem Elternteil im Haushalt reduzieren.

Alleinerziehende ohne Lebenspartner bilden immer noch eine sehr kleine Gruppe, vor allem, wenn man sie mit der sehr viel höheren Zahl derjenigen kontrastiert, die noch im Erwachsenenalter, von der Statistik als ledige Kinder definiert, bei den Eltern bzw. einem Elternteil wohnen. In Ländern mit hoher Jugendarbeitslosigkeit und einer Altersschwelle (meist von 25 Jahren) für den Bezug von Sozial- oder Arbeitslosenhilfe, wie in den Mittelmeerländern, in Frankreich, auch in Großbritannien, ist die Herkunftsfamilie das wichtigste soziale und ökonomische Netz für diese jungen Erwachsenen. Deutschland, vor allem der Westen, zeichnet sich im EU-Vergleich immer noch durch eine relativ geringe Jugendarbeitslosigkeit aus – ein Erfolg, der vor allem dem einst vorbildlichen System der dualen Berufsausbildung zuzuschreiben ist. Die schwindende Integrationskraft dieses Systems wird, wie in Frankreich, Großbritannien oder den USA, möglicherweise die Zahl der unverheirateten jungen Männer bzw. die der nichtehelichen Kinder ansteigen lassen. Eine berufliche Ausbildung, die anschließende Einmündung in den Beruf und in der Folge die Gründung einer Familie stellen für junge Frauen und Männer noch immer die wichtigste Passage in den Status des Erwachsenen dar. Fällt nur eine dieser Etappen aus, gelingt die Einmündung in den Arbeitsmarkt nicht oder nur prekär, mit schlechten Einkommensperspektiven, so bleibt immer noch die Familiengründung als Symbol der Ablösung vom Elternhaus, selbst da, wo die ökonomischen Rahmenbedingungen für eine verantwortliche Elternschaft nicht gegeben sind. Unter Umständen begünstigt der Wohlfahrtsstaat, wie in Großbritannien oder Frankreich, ansatzweise auch in Deutschland, durch besondere Leistungen für die Kinder Alleinerziehender sogar die Gründung dieser Familienform.

Heute heiraten weniger Frauen und Männer ihre/n ersten Partnern/in. Ihre Beziehungserfahrung ist gestiegen. Frauen wie Männer schieben eine längerfristige Festlegung auf einen Partner/eine Partnerin, wie sie durch die Eheschließung getroffen wird, auf. Allerdings leben Frauen in der Zeit vor der Eheschließung häufiger als Männer allein, Männer dagegen eher in der Herkunftsfamilie oder unverheiratet mit einer Partnerin. Der Aufschub der Heirat ist meist mit Aufschub von Familiengründung verbunden. Damit steigt das Risiko der Kinderlosigkeit. Sie ist heute allerdings nicht höher als in den 1920er Jahren. Nur ihre Ursachen haben sich gewandelt.

Nach seinem detaillierten Durchgang durch „Mythen und Fakten" zum Strukturwandel der Familie kommt Günter Burkart zum Schluß, daß es gegenwärtig auch unter denen, die von einem radikalen Umbruch sprechen, nur noch wenige gibt, „die der Familie keine Zukunft mehr geben" (1995, S. 11). Die Forschung der letzten Jahre habe auch ihnen gezeigt, daß es eine Reihe erstaunlich stabiler Aspekte gebe. Nach wie vor konstituiere sich die Familie entsprechend der klassischen Definition durch die Kombination der beiden Differenzierungslinien Geschlecht und Generation, heterosexuelles Paar und Eltern-Kinder-Verhältnis. Elternschaft und Paarbeziehung machen immer noch den stabilen Kern aus. Allerdings habe sich die Beziehung zwischen Partnerschaft und Elternschaft gelockert; zugleich seien beide Teilelemente für sich stärker, dabei exklusiver und damit auch zum möglichen Konfliktfeld füreinander geworden (ebd., S. 12).

Aber auch solche Befunde sind zu relativieren. Familiengründung und Paarbeziehung konkurrieren nicht unter allen Umständen und in allen Milieus, sondern vor allem in der Gruppe der Zwei-Karrieren-Paare im „individualisierten Milieu" (Burkart & Kohli, 1992; Burkart, 1997). Hier reiben sich möglicherweise Selbstentfaltung im attraktiven Beruf und/oder in einer individuellen Partnerschaft so sehr, daß Kinder kaum in Frage kommen. Das bedeutet, daß sich ein Großteil dessen, was Wissenschaft und Politik der Öffentlichkeit als Wandel der Familie präsentieren, auf ein Milieu und/oder eine Lebensphase konzentriert. Die überwiegende Mehrheit der Paare in Land und Stadt, einfache Angestellte und Arbeiter, heiratet, bleibt meist zusammen und hat daher auch häufiger mehr als ein Kind (Bertram, 1994). Dies gilt selbst für ostdeutsche Familien. Die Scheidung führt in der Regel in eine neue Beziehung.

Burkarts und Bertrams Arbeiten markieren einen vorläufigen Endpunkt in der nun über zehnjährigen Debatte über den Wandel, die Individualisierung und Pluralisierung, von Ehe und Familie. Sie zeigen ebenso, wie die Arbeiten von Angelika Tölke, vor allem, daß die Möglichkeit zusammenzuleben, eine Ehe zu schließen und eine Familie zu gründen, wie auch umgekehrt, auf all dies zu verzichten, nicht nur von Werten, sondern auch von harten strukturellen Daten abhängt. Zwei Entwicklungen tragen zur Zunahme der Gruppe der meist kinderlosen Ledigen bei: Die Erhöhung von Bildungs-, Berufs- und Konsumchancen, von der vor allem auch Frauen profitierten. Dies ist besonders in Deutschland der Fall. Die zweite Entwicklung spielt bei uns erst in Ansätzen eine Rolle. Für die USA und Großbritannien erklärt sie jedenfalls einen Großteil von Ledigsein, Scheidung und Alleinerziehen: Das kontinuierliche Absinken und die Unsicherheit der männlichen Einkommen, auch in den unteren Mittelschichten, die lausigen Löhne einer wachsenden Zahl von gering und unqualifizierten Männern sowie deren sehr viel höheres Erwerbslosigkeitsrisiko (Morgan, 1995).

Angelika Tölke (1995, S. 490) plädiert dafür, nicht einseitig weibliche Bildungs- und Erwerbsbeteiligung zur Erklärung des Wandels der Lebensformen heranzuziehen, sondern „das Augenmerk auf Verhaltensänderungen bei Männern zu richten". Männer leisten einen aktiven Beitrag zu diesem Wandel. Sie schieben Heirat und Elternschaft in stärkerem Maße als Frauen und anders als diese unabhängig vom Bildungsabschluß auf. Selbst Hauptschulabsolventen werden zukünftig im Durchschnitt bei der Geburt ihres ersten Kindes ca. 32 Jahre alt sein, ehemalige Hauptschülerinnen 23 oder 24 Jahre (ebd., S. 490).

Die Mehrheit selbst der jüngeren ledigen Männer hat immer noch die Norm, für Frau und Kinder zu sorgen, verinnerlicht (Sander, 1995, S. 371). Die qualifizierten mögen die Heirat und Familiengründung hinausschieben, bis sich die beste Wahl, der beste Zeitpunkt im Lauf ihrer Karriere ergibt. Männer mit geringen oder unsicheren Berufsaussichten, eventuell mit Arbeitslosigkeitserfahrung können und wollen sich angesichts der ökonomischen Unsicherheit die Bindung an Frau und Kind nicht leisten. Darum haben sie sehr viel länger als gleich alte Frauen informelle Beziehungen, die sie gesetzlich zu nichts verpflichten. Oft leben sie in dieser Zeit noch im Elternhaus.

Der Wandel der Familie wird häufig mit Verweis auf steigende Zahlen alleinerziehender Mütter belegt. Gibt es einen Trend zum Alleinerziehen (vgl. dazu Ostner, 1997)?

3. Ein Trend zum Alleinerziehen?

In der Bundesrepublik – alt wie neu – leben vergleichsweise wenige nie oder nichtverheiratete Mütter. Nach wie vor heiraten die meisten Frauen und Männer wenigstens einmal in ihrem Leben. 61 Prozent der vom Mikrozensus 1994 erfaßten Personen über achtzehn Jahren sind verheiratet; davon lebt ein Drittel mit Kindern; in der Altersgruppe der 33-55jährigen sind sogar fast achtzig Prozent verheiratet; etwa 18 Prozent leben allein, 3,4 Prozent sind alleinerziehend und etwa fünf Prozent leben unverheiratet zusammen (Dorbritz & Gärtner, 1995).

Der Wandel der Familie ist bisher weniger spektakulär gewesen, als die öffentliche Debatte vermuten läßt. Dabei durchlebte auch Westdeutschland, wie bereits erwähnt, demographische Entwicklungen, wie z.B. den Aufschub von Heirat und Familiengründung; gleichzeitig sammelten immer mehr männliche und weibliche Jugendliche immer früher ihre ersten sexuellen Erfahrungen. Auch deutsche Scheidungszahlen stiegen und in der Folge die Zahl der (geschiedenen) Alleinerziehenden. Und – wie bereits gesagt: Wie in anderen Ländern waren es auch in Deutschland die Frauen, die eine längere Zeit ihres Lebens in der Ausbildung verbringen und dadurch die Familiengründung aufschieben. Auch Männer – und zwar unabhängig vom Qualifikationsniveau – zögern zunehmend, sich an Partnerin und Kind zu binden (Tölke, 1995, S. 495). Demographie und Familienforschung haben sich folglich auch weniger um abweichende Formen der Elternschaft als um sinkende Geburtenzahlen gesorgt.

Die „sexuelle Revolution" hat anders als in den USA oder in Großbritannien in Westdeutschland noch nicht zum Anstieg der Zahl von Teenagermüttern geführt. Eher im Gegenteil: Die Zahl nichtehelicher Geburten fiel für Frauen der Altersgruppe von 15 bis 29 Jahren im Zeitraum zwischen 1961 und 1992 beträchtlich; zugleich stieg sie in der Altersgruppe der 30-39jährigen (Schwarz, 1995). Diese länderspezifischen Unterschiede sind erklärungsbedürftig. Blossfeld und Rohwer (1995, S. 73) verweisen auf die Wirksamkeit soziokultureller Normen: auf die Inkompatibilität von Ausbildungs- und Elternstatus. Der Ausbildungs- oder Studienplatz und die daran geknüpften Statuserwartungen wirken, soweit realistisch und realisierbar, geradezu „kontrazeptiv"; sie bewirken für beide Geschlechter einen Aufschub des Erwachsenwerdens (ebd.). Für letzteres spricht auch die hohe Zahl von jungen Menschen (etwa zwei Drittel der 18-25jährigen), die, wie eingangs erwähnt, noch bei ihren Eltern leben. Während in Westdeutschland Frauen mit Hochschulausbildung Heirat und Familie aufschieben, hatten Frauen in der DDR unabhängig vom Qualifikationsniveau und gestützt durch öffentliche Kinderbetreuung ihre Kinder wesentlich früher und häufig während der Ausbildung. Wenn sie in den Beruf einmündeten, waren ihre Kinder meist aus dem Gröbsten raus.

Betrug die Zahl nichtehelicher Geburten in der alten Bundesrepublik zwischen 1960 und 1975 etwa fünf Prozent, so lag sie im gleichen Zeitraum in der DDR nie unter zehn Prozent (Schwarz, 1995, S. 278). Ostdeutsche alleinerziehende Mütter waren jünger als westdeutsche und blieben auch häufiger unverheiratet. In den 1980er Jahren hatte die Hälfte der erstgeborenen Kinder in der DDR nichtverheiratete Mütter im Vergleich zu zwanzig Prozent im Westen. Die Anreize, die der deutsche Sozialstaat für die Heirat bietet, erklärt einen Teil der Unterschiede: Ein (noch) für den Familienunterhalt ausreichend hohes Erwerbs- und Transfereinkommen des Ehemannes; eine entsprechend gute abgeleitete soziale Sicherung für Ehefrauen und Kinder; ehebezogene Steuervorteile usw. (Schwarz, 1995, S. 282).

Es gibt kaum zuverlässige Daten zur Häufigkeit und noch weniger Informationen zur Lebensdauer von nichtehelichen Lebensgemeinschaften (Blossfeld & Rohwer, 1995, S. 63). Die Streichung des Kuppeleiparagraphen 1970 reflektiert den Normwandel. Seitdem verdreifachte sich ihre Zahl in Westdeutschland. Blossfeld und Rohwer zufolge ist in der alten Bundesrepublik nichteheliches Zusammenleben eher ein neues Phänomen und eine eher von den jüngeren Kohorten getragene Entwicklung. Im Jahr 1984 lebten nur elf Prozent der zwischen 1954 und 1963 Geborenen unverheiratet zusammen; für die jüngste Kohorte (1964-1968) ist es bereits ganz normal, eine Zeit lang unverheiratet zusammenzuleben, was wiederum eng mit der sehr viel längeren Ausbildungszeit zusammenhängt. Und letzteres trägt, wie bereits erwähnt, zum Aufschub der Familiengründung bei. Die Mehrheit dieser nichtehelichen Bindungen sind transitorisch (durchschnittliche Dauer: drei Jahre): Entweder trennen sich die Partner oder sie heiraten, wobei die Verbindungen der relativ Jungen besonders kurzlebig sind. Die Geburt eines Kindes zieht in der Regel die Heirat nach sich. Andererseits verringert eine Scheidung die Neigung noch einmal zu heiraten, was erklärt, warum viele geschiedene Frauen und Männer in nichtehelichen Lebensgemeinschaften leben (ebd., S. 64).

Seit den 60er Jahren hat die Scheidungshäufigkeit in West- und noch stärker in Ostdeutschland zugenommen. Nach der Einigung verringerte sie sich im Osten etwas. Die Zunahme der Scheidungen ist zunächst ein Effekt der gestiegenen Heiratshäufigkeit in den 80er Jahren. Sehr junge Paare und Ehen werden häufiger geschieden als ältere, wobei letztere auch zunehmend scheitern. Fast vierzig Prozent der Einelternfamilien entstehen als Folge einer gescheiterten Ehe, etwa dreißig Prozent durch den Tod eines Elternteils (Mikrozensus von 1994). Vor etwa hundert Jahren kamen nur sieben Scheidungen auf tausend Ehen im Vergleich zu achtzig im Westen 1992 und 123 im Osten 1989. Inzwischen erleben Jahr für Jahr etwa 120.000 Kinder in der Bundesrepublik die Scheidung ihrer Eltern. Heute riskieren mehr Kinder durch Trennung als durch den Tod der Eltern zu „verwaisen".

Betrachtet man die verschiedenen Facetten des demographischen Wandels, dann liegt es, so Dorbritz und Gärtner (1995) nahe, von einer Polarisierung in den Trends und weniger von einer Pluralisierung zu sprechen. Die Lebensformen fallen zunehmend in zwei gegensätzliche Kategorien: Unverheiratete stehen Ehepaaren, Familien Kinderlosen gegenüber. Dieser „bipolare" Trend (ebd.) hat die Aufmerksamkeit vor allem der Sozialpolitiker auf sich gezogen, die sich um die Zukunft der Rente und ganz allgemein um die Ressource Verantwortlichkeit und Solidarität in der bundesdeutschen Gesellschaft sorgen. Schließlich fehlen nichtehelichen Bin-

dungen, vor allem wenn Kinder da sind, sichtbare und nicht so leicht über Bord zu werfende Zeichen von Gegenseitigkeit; auch ist das Risiko des sozioökonomischen schwächeren Partners im Fall der Trennung bei dieser Lebensform sehr viel größer als im Fall einer Ehescheidung. Die geplante Gleichstellung ehelicher und nichtehelicher Familien soll hier Abhilfe schaffen.

4. Ursachen des Wandels – Erklärungsversuche

Franz-Xaver Kaufmann hat die Suche nach der „Zukunft der Familie im vereinten Deutschland" in seinem gleichnamigen Buch in drei Teilfragen untergliedert: Warum noch Ehe? Warum Familie? Warum überhaupt noch Kinder? und damit Ergebnisse sozialwissenschaftlicher Debatten zum Thema zu bündeln versucht (Kaufmann, 1995). Er erklärt die sinkende Heiratsneigung und die zögerliche Familiengründung in Anschluß an diese Literatur durch die kulturelle Liberalisierung einerseits, ökonomische Rahmenbedingungen andererseits. Beides gab dem Auftrieb, was die Soziologie der letzten beiden Jahrzehnte salopp als fortschreitende Individualisierung und individualistische Optionsoptimierung bezeichnet hat. Dabei wäre daran zu erinnern, daß diese Individualisierung, die Herauslösung aus traditionellen Lebensbezügen und der Zwang, dem Leben immer wieder aufs neue eine Richtung zu geben, keineswegs neu sind; sie fallen mit der Moderne zusammen. Neu ist die Massenhaftigkeit und die damit einhergehende Verallgemeinerung dieses Phänomens; es trifft nun alle irgendwie oder irgendwann (Weiß, 1998, S. 419). Die Ehe verliert vor dem Hintergrund der Vermehrung von Optionen ihren Alleinanspruch darauf, eine legitime Beziehung zu sein. Elternschaft wird „disponibler", das Kind zu einem Gut unter anderen. In Kaufmanns (ebd., S. 169ff) Formel der „strukturellen Rücksichtslosigkeit gegenüber der Familie" kommt beides zusammen: Die Verschiebung der Balance zwischen Individual- und Sozialmoral zugunsten ersterer sowie eine ökonomische und politische Logik, die Familienfragen allen anderen nachordnet. Im folgenden sollen solche Diagnosen des Wandels der Paarbeziehung und des Familienbildungverhaltens skizziert werden.

(1) Kindorientierte Heirat und Ehen ohne Trauschein statt Versorgungsehe?

In den 1980er Jahren entstand eine sozialwissenschaftliche Perspektive, die, indem sie den Trend sinkender Geburten, veränderter Heiratsneigung, steigender Scheidungsquoten linear fortschrieb, die Ehe als öffentlich sanktionierte, rechtlich gestützte Institution wechselseitiger Sorge und Versorgung zweier Erwachsener verabschiedete. Die Veränderung der Frauenrolle und der Anstieg der Frauenerwerbsbeteiligung bildeten dabei einen wichtigen Erklärungsfaktor. Die Ehe wurde zur „emotional aufgeladenen" Paarbeziehung wie jede andere auch ohne gesellschaftliche Funktion. Norm und Realität von Monogamie seien im Verschwinden, hieß es, nicht mehr der Tod scheide die Ehe und begründe die Wiederheirat. Und Heirat und Ehe seien weniger denn je für die Sicherung des ökonomischen und sozialen Status vonnöten. Wenn Monogamie und sozioökonomische Absicherung ihre kon-

stitutive Bedeutung für Paarbeziehung einbüßten, dann könne man zwischen Ehepaar und ‚Paar ohne Trauschein' nicht mehr unterscheiden.

Rosemarie Nave-Herz hat als eine der ersten zwischen Ehe und Familie geschieden und die Eigenlogik und spezifische Dynamik beider Lebensformen betont. Ihre Differenzierung erinnert an René Königs soziologische Einordnung der Ehe (1955; 1966, S. 141ff): König stellte die Ehe als bloß persönliche Hilfsbereitschaft einer Zweierbeziehung gegen die Familie, der „gegenseitigen Hilfe" einer Gruppe miteinander verbundener (ungleicher) Personen. Nur im letzten Fall, der Familie als Gruppe, spricht König von Solidarität. Jene setzt die Schutzbedürftigkeit einer schwächeren Person voraus.

Nave-Herz zufolge hat die Ehe ihren traditionellen institutionellen Charakter weitgehend verloren. Ihre ökonomische Funktion der materiellen Absicherung für breitere Bevölkerungskreise verschwindet. Frauen wollen ökonomisch unabhängiger sein und können dies durch vermehrte Erwerbsarbeit auch erreichen. Folglich haben sich die Motive zur Heirat von der materiellen Sicherung hin zur Familiengründung verschoben. Nave-Herz spricht von der „kindorientierten Ehegründung" (1989, S. 212). Die Ehe fällt in dieser Konzeption mit „Familie" und „Familiengründung" zusammen.

Beziehungen spezialisieren sich also. Die Ehe, die ehemals die partnerbezogene Emotionalität miteinschloß, wird Nave-Herz zufolge in die Emotionalität mit dem Kind aufgespalten, hinter die die Gatten-/Partnerliebe zurücktritt. Letztere kann, ist Familienbildung nicht vorgesehen, gleichermaßen in nichtehelichen Partnerschaften gelebt werden. Die Ehe ist, heißt es, vor allem der „Ort der Familiengründung". Die Paarbeziehung wiederum scheint heute überwiegend der einseitigen oder wechselseitigen Selbstentfaltung zweier als gleich gedachter Individuen zu dienen.

Solidarität, das gegenseitige Einspringen des einen für den anderen angesichts der Wechselfälle, die das Leben in seinem Verlauf bereit hält, wird in dieser Perspektive so zufällig und bedingungsreich, daß sie kaum mehr den Kern einer Paarbeziehung ausmachen kann. Schließlich betrachtet dieser Ansatz eheliche Paarbildung und -beziehung implizit oder explizit unter dem Gesichtspunkt des individuellen ökonomischen Nutzen. Dieser sinkt für eine Frau in dem Maße, wie ihre Erwerbschancen steigen, allerdings unter der stillschweigenden Voraussetzung dieser – und so manch feministischer – Argumentation, daß alle Menschen zuerst danach streben, für sich ein Leben ökonomischer Unabhängigkeit zu führen.

In dieser Tradition steht auch der Ansatz zur Erklärung von Machtungleichgewichten in Paarbeziehungen von Notburga Ott (1989). Er geht davon aus, daß sich die Ehegatten normalerweise auf unterschiedliche Funktionen mit unterschiedlichen, auch ungleichwertigen Resultaten spezialisieren: auf Markt- und Hausarbeit. Diese Funktionsdifferenzierung setzt einen Austausch von Gütern und Leistungen in Gang, der – weil er sich über einen längeren Zeitraum hinzieht – die Gefahr birgt, die eine Seite gegenüber der anderen – längerfristig und nur bedingt revidier- oder kompensierbar – zu benachteiligen. Damit das handelnde Paar gleichermaßen von der Zusammenlegung seiner Ressourcen und seiner funktionalen Spezialisierung profitiert, müssen bestimmte Vereinbarungen eingehalten werden: z.B. daß alle Beteiligten gleichermaßen ihren Beitrag leisten, auch wenn nicht alle

gleichermaßen vom Beitrag profitieren. Dies gilt um so mehr, je ungleicher die individuellen Kosten der jeweiligen Spezialisierung sind.

Angesichts der durch die Spezialisierung gegebenen Machtasymmetrie ist dies ein hoher Anspruch an den „mächtigeren", weil ökonomisch stärkeren Partner. Dominieren Norm und Anspruch an ökonomische Unabhängigkeit, verfügt die Frau zugleich über „Exit-Optionen", das heißt, über die sozioökonomisch und wohlfahrtsstaatlich abgefederte Möglichkeit zu gehen, scheitert die Ehe. Aus dem Blickwinkel dieses Erklärungsansatzes gerät die Ernährerehe mit der Veränderung der Frauenrolle dann, wie bei Nave-Herz, zum Auslaufmodell. Zwingt keine Not und Abhängigkeit Paare zusammen, entscheiden sie sich „autonom" für ihre Beziehung, dann scheitern Ehen bei hohem Gleichheitsanspruch hier häufig am mühsamen Prozeß des Daueraushandelns gleicher Teile der Verantwortung.

Schon zur Jahrhundertwende unterschied der Soziologe Emile Durkheim zwischen einer auf Ähnlichkeit beruhenden Sympathie einerseits, der „vereinenden Unähnlichkeit" gegenseitiger Ergänzung in der Ehe, andererseits. Erstere trägt zur Stabilität und der sie tragenden Solidarität nur dann und nur solange bei, wie beide Partner möglichst *un*unterscheidbar bleiben (Durkheim, 1992, S. 109). Die zweite basiert dagegen auf dem Bestreben des ausdifferenzierten Spezialisierten, sich durch kontinuierliche Interaktion mit dem getrennten Anderen und seinen „Spezialitäten" zu vervollständigen. Dieser Wunsch nach Vervollständigung führt bei Durkheim zur Beständigkeit eines Verhältnisses, z.B. der Ehe.

> Erlaubt man der sexuellen Arbeitsteilung, unter einen bestimmten Punkt zu sinken, so verflüchtigt sich die Ehe und läßt nurmehr kurzlebige sexuelle Beziehungen zurück (ebd., S. 107-108).

Der amerikanische Soziologe Talcott Parsons (1942) arbeitete Durkheims Komplementaritätsthese weiter aus und erklärte die Kontingenz, die Hinfälligkeit moderner Ehen durch steigende ‚competitiveness', steigendes Wettbewerbsverhalten, zwischen den Partner. Für den Ökonomen und Nobelpreisträger Gary S. Becker (1973) verursacht die steigende Symmetrie in Paarbeziehungen die sinkende Stabilität moderner Ehen. Auf diesen Ansatz bezieht sich Notburga Ott in ihren Arbeiten.

Gescheiterte Paarbeziehungen sind für die Betroffenen, vor allem für die Kinder, tragisch; für die Gesellschaft bleiben sie heute ohne relevante Folgen (ebd., S. 211). Ehen und Familien scheitern Nave-Herz zufolge an der hohen emotionalen Aufladung und allzu großer Erwartung, die mal die Paarbeziehung, mal die Elternschaft erhält, die in jedem Fall aber die Gleichzeitigkeit einer emotional befriedigenden Paarbeziehung der auf das Kind emotional konzentrierten Mutter (bzw. des Vaters) erschwert. Die relative Unabhängigkeit, die Erwerbsbeteiligung und Sozialstaat den Frauen bieten, erleichtert den Entschluß, eine wenig befriedigende Beziehung zu verlassen und es mit dem Kind ohne Paarkonflikte alleine zu versuchen.

Wenn Paare spätestens mit der Geburt des Kindes heiraten und die Frau als Grund die ökonomische Sicherheit angibt, so kann dies, folgt man einigen der referierten Ansätze, nur als struktureller Zwang einer frauenbenachteiligenden Gesellschaft interpretiert werden (vgl. Nave-Herz, Matthias-Bleck & Sander, 1996):

Warum sollte eine Mutter, die durch eigene Erwerbsarbeit abgesichert ist, wären Ehe und nichteheliche Lebensgemeinschaften im Kindschaftsrecht gleichgestellt, noch heiraten? fragen die Autoren. Wird die Ehe überwiegend in ihrem individuellen ökonomischen Nutzen betrachtet und gilt ökonomische Unabhängigkeit als handlungsleitende Norm, dann wären eheliche Paarbeziehungen in dem Maße ein Auslaufmodell, wie Frauen über ausreichend Erwerbschancen verfügen. Ein eigenes Einkommen gibt Frauen, wie gesagt, die Möglichkeit oder Macht, nicht nur ihre Unzufriedenheit mit der Ehe zu äußern, sondern auch für ihre Äußerung beim Partner Gehör zu finden (Hobson, 1992).

Valerie K. Oppenheimer (1995) kritisiert solche Annahmen als zu individualistisch. Frauen wie Männer vergleichen ihren Lebensstandard und ihre -chancen nicht mit individuellen Vergleichspersonen sondern mit Haushalten gleicher Position. Gegenüber einem Haushalt, der Ressourcen aller Art – nicht nur ökonomische – „poolen" und teilen kann, ist das Alleineleben auf Dauer eine ebenso riskante Strategie wie das unverheiratete Zusammenleben. Die Ehe ist für Oppenheimer ein komplexes Bündel wechselseitiger Abhängigkeiten („a complex package of mutual interdependencies") und damit eine äußerst effiziente Beziehungsform, während eheähnliche Beziehungen aller Gegenrede zum Trotz empirisch häufig auseinandergehen, was auf eine geringere Bindung schließen läßt (ähnlich: Lesthaege, 1992). Interessanterweise sind zumindest in den USA und in Großbritannien nichteheliche Lebensgemeinschaften eher unter den weniger Gebildeten verbreitet, während Zwei-Verdiener-Paare der höheren Schichten verheiratet sind.

(2) Fausts Gretchen, Eduards Ottilie und der Prozeß der Individualisierung der Paarbeziehung

Vita Sackville-West und Harold Nicolson hielten, wenn auch nicht öffentlich, die Ehe, so wie man sie zu ihrer Zeit kannte, für alles andere als natürlich. Sie traten für eine erleichterte Scheidung ein, da eine Frau oder ein Mann nur solange verbunden sein sollten, wie sie dies selbst wünschten. Beide lebten – zumindest in ihren jüngeren Jahren – Differenzierungen vor, wie Nave-Herz sie anspricht und wie sie sich erst in den letzten dreißig Jahren in Deutschland verallgemeinerten: Eine Entkoppelung von Sexualität und Ehe, zuvor von Ehe und Familiengründung; daß man also nicht nur vor der Heirat, sondern auch jenseits der Ehe Sexualität haben konnte; eine Entkopplung von Kohabitation und Ehe, da sie immer wieder getrennt lebten und auch ohne Trauschein ein Paar gebildet hätten; schließlich die Entkoppelung von Elternschaft und Ehe in dem Sinne, daß Paarbeziehung und Elternschaft auseinandertreten und zwei getrennte eigenlogische, ja konkurrierende Beziehungsformen darstellen können. Jede dieser Differenzierungen wird von einem erhöhten Anspruch an die Qualität der jeweils ausdifferenzierten Beziehung, sei es Sexualität, Elternschaft oder eben jene wechselseitig individualisierte Paarbeziehung begleitet.

Zu Beginn dieses Jahrhunderts begann sich die Paarbeziehung innerhalb ein und derselben Gesellschaft in verschiedene teils kontrastierende, teils ineinander übergehende Typen – in die Ernährer- oder Versorgungsehe mit ihrem Kontrast, dem Liebespaar auf Zeit – auszudifferenzieren; es folgten weitere Differenzierungen

dieser Pole: Die moderne Liebesehe und die individualisierte Partnerschaft (Burkart & Kohli, 1992). Ein Paar konnte im Beziehungsverlauf von einem Modell zu verschiedenen anderen wechseln (Matthias, 1995, S. 393). Dabei bildete die individualisierte Partnerschaft den Fluchtpunkt aller Typen. Sie ist durch individuelle Handlungsautonomie von Frau und Mann beim Zueinanderfinden sowie durch die wechselseitige Anerkennung dieser Autonomie bei der Ausgestaltung der Beziehung gekennzeichnet.

Schon Goethe entwarf in den „Wahlverwandtschaften" in Umrissen einen neuen, modernen, weil individualisierten Paartypus. Der große soziologische Theoretiker der Moderne, Georg Simmel, stellte Ende des 19. Jahrhunderts in seinem „Fragment über die Liebe" die beiden Formen der Geschlechterbeziehung, die Goethe miteinander kämpfen ließ, gegenüber: die zwischen Faust und Gretchen einerseits, zwischen Ottilie und Eduard, andererseits (Simmel, 1985). Die erste Form ist noch nicht Liebe im modernen Sinne. Es fehlen die Ausdifferenzierung und Individualität, d.h. die Unvergleichlichkeit einer Paarbeziehung, die sich selbst Zweck ist; es fehlen Individualisierung und Individualität, folglich die dadurch hergestellte grundsätzliche Gleichheit der beiden Beteiligten. Noch ist vor allem die Frau bzw. das Frauenleben so wenig differenziert, daß Liebe als besonderer Wert und eigenständiges Gefühl nicht erfahren wird. Nimmt man die Minne als Vorreiterin der modernen Liebe aus (Métral, 1981), dann kann der Mann dieser Epoche solch eine Frau wegen ihrer mangelnden Individualität nicht lieben und die Frau die Individualität des Mannes nicht erkennen.

> Gretchen liebt Faust gar nicht als Individualität, sondern als den geistigen, schlechthin überragenden und dominierenden Mann. (...) er ist ihr „so ein Mann" (Simmel, 1985, S. 242).

Faust jagt seinem individuellen Schicksal nach, zeigt typisch männliches Verhalten, indem er in der Beziehung zur Frau im Grunde nur an sich, nicht aber an die Frau denkt. Es ist die Begier nach dem nichtindividuellen – nach „ihrem süßen Leib" – so daß beide am jeweils Individuellsten des anderen vorbei lieben. Faust zielt auf das ewig, das zeitlos überindividuell Weibliche. Damit ist der Rahmen für das andere Beziehungsmuster, das frühromantische, abgesteckt, das gegen Ende des 19. und zu Beginn dieses Jahrhunderts, beeinflußt auch von den Schriften der Frauenbewegung, zum Modell für die individualisierte, wenn auch zunächst auf Geschlechterkomplementarität angelegte Paarbeziehung wird. Eduard und Ottilie, so Simmel, seien unverwechselbar. Keine andere Frau könne für Ottilie, kein anderer Mann für Eduard stehen. Eine Vertretbarkeit sei geradezu ausgeschlossen. Ganz anders im Verhältnis zwischen Faust und Gretchen. Für Faust sei Gretchen zunächst einmal ein Mädchen überhaupt, ein Exemplar von „jedem Weibe". Eduards Leidenschaft gelte dagegen der absoluten Individualität Ottilies. Freilich sei diese ganz und gar weiblich.

Die Individualisierung der Paarbeziehung, die Simmel hier identifiziert, bringt Individualität ebenso hervor, wie sie sich auf diese bezieht. Es handelt sich (noch) um eine „qualitative Individualisierung". Die Verallgemeinerung und Veralltäglichung dieser Individualisierung zum massenhaften Phänomen hat aber die vielen

Individualitäten zu neuen Standards oder Typen eingeebnet. Dieser Trend äußert sich in der Faszination, die die auf ewig jung, dünn und zu nichts als Kindfrauen getrimmten „Models" auf – nicht nur junge – Frauen und Männer, vor allem der Eliten, ausüben und Romane wie „Model Behavior" von Jay McInerney zu Bestsellern machen. Die Mutterschaft – oft in Abwesenheit der Väter – markiert bei diesen Frauen denn auch den Abstieg aus der Model-Welt, nachdem sie noch rasch für die Vermarktung genutzt wurde.

Sich lieben um nichts oder seiner selbst, Liebe als Selbstzweck, dies macht bis heute den Kern der Liebesvorstellung aus, wie auch die Zerbrechlichkeit einer Beziehung, die ausschließlich auf einem derart ausdifferenzierten Gefühl beruht, das sich jeder inhaltlichen Bestimmung, mehr und anderes als Liebe pur zu sein, entzieht. Auch dies hat Simmel sehr früh gesehen. Liebe, nicht Interesse, z.B. das an Sicherheit und Versorgung, soll die moderne Paarbeziehung begründen. Aber um die in Liebe entstandene, von Anbeginn an gefährdete Beziehung zu bewahren, braucht es Institutionen, die Bindung schaffen: das Treueversprechen, die Treue, schließlich auch die Ehe. Treue sorgt dafür, daß

> es einen besonderen seelischen – und soziologischen – Zustand gibt, der die Dauer des Verhältnisses noch über die Kräfte seines Zustandekommens hinaus bewahrt (...). Man könnte Treue als das Beharrungsvermögen der Seele bezeichnen, welches sie in einer einmal eingeschlagenen Bahn festhält, nachdem der Anstoß, der sie überhaupt in diese Bahn geführt hat, vorbeigegangen ist (1908/1983, S. 439).

Die Wechselwirkung zwischen Bindung und Freiheit, zwischen vorgegebener Form einerseits, Freiheit der inhaltlichen Ausgestaltung dieser Form andererseits, spielt Simmel am Beispiel von Ehe und nichtehelichen Beziehungen durch. Nichteheliche Beziehungen stehen trotz gestiegener Akzeptanz dieser Lebensform unter einem fortdauernden Beweisdruck von Frau und Mann gegeneinander und gegenüber der Umwelt. Als Reaktion auf diese Unsicherheit normiert und schematisiert das Paar sein Handeln selbst. Es sei keineswegs so, schreibt Simmel bereits zu Beginn dieses Jahrhunderts, daß mit der Vervielfältigkeit der Paarformen (eheliche und nichteheliche Beziehungen) ein Mehr an Individualität gegeben sei. Im Gegenteil: Mit ihrer Vermehrung wird die Individualisierung zu einer bloß quantitativen Größe.

Günter Burkart (1991) geht explizit der Frage nach der Treue in den gewandelten Beziehungen der Gegenwart nach. Wenn Ehe für Monogamie stand, dann läßt der Trend zur nichtehelichen Beziehung auf ein verändertes Treueverständnis und -verhalten schließen. Was aber ist Treue heute? Ein Fazit Burkarts (1991, S. 503):

> Treue ist als Wert geschwächt, von moralischen Bindungen gelöst, wird eher pragmatisch gehandhabt. Allmählich setzt sich ein utilitaristisches Verständnis von Treue durch: Es ist zweckmäßig, im Interesse der Stabilität der Beziehung auf fragwürdige Abenteuer zu verzichten.

Doch es gibt als Gegentendenz eine Remoralisierung der Paarbeziehung. Gelegentliche Untreue erscheint heute tolerierbarer als früher. Anders als früher wird sie

mehr als ein Vertragsbruch, denn als ein moralisches Versagen gewertet. Dennoch meinen Paare heute mehr als früher, daß Untreue die Beziehung gefährde, da die Erwartungen an diese – z.B. Erwartungen an intimes, auch sexuelles Glück – anspruchsvoller geworden seien. Gemeinsam durch alle milieuspezifischen und sonstigen Differenzen hindurch zieht sich heute ein hoher Wert gerade der sexuellen Treue. Dies gilt, wie Simmels Ausführungen oben nahelegen, insbesondere für Paare, die nicht zusammenleben. Heutige Beziehungen halten einzelne Vorfälle von Untreue aus. Aber der umfassende Treue-Anspruch ist gestiegen,

> weil er in einen Wertkomplex von Aufrichtigkeit, Offenheit, Vertrauen und Reziprozität integriert worden ist. (...) Gefordert ist die Offenheit von Untreue. Aber die Belastung ist damit vorprogrammiert (S. 504).

Wer am Treue-Anspruch festhält und doch Optionen im Beziehungs„markt" leben will, trennt sich eben und bindet sich aufs neue, bis das Älterwerden die Wahlmöglichkeiten einschränkt und die Kosten des Beziehungswechsels so erhöht, daß es sich lohnt, an der Beziehung festzuhalten. Wie schon Burkart und Kohli (1992) anmerkten, ist dieses Wechselspiel eher auf bestimmte Milieus und Lebensphasen konzentriert. Die wachsende Zahl derjenigen mit ungünstigen Erwerbs- und Einkommenschancen wird sich schwer tun, überhaupt eine Partnerin oder einen Partner zu finden oder halten zu können. So finden sich schon heute sehr viele alleinstehende Männer in der Gruppe der Langzeitarbeitslosen. Sie sind auf zweifache Weise von gesellschaftlicher Teilhabe ausgeschlossen.

5. Warum noch Kinder? Familie in der individualisierten Erwerbsgesellschaft

Angesicht des geschilderten gesellschaftlichen Wandels – Optionserweiterung einerseits, institutionelle Rahmenbedingungen des Kinderhabens, die einer strukturellen Rücksichtslosigkeit der Gesellschaft gegenüber der Familie gleichkommen, andererseits, muß, so Franz Xaver Kaufmann, heute gefragt werden, warum überhaupt noch Kinder gewünscht werden. Johannes Huinink (1997, S. 86-7) nennt die komplizierten Zusammenhänge, die über die Familiengründung entscheiden: Frauen und Männer wägen einzeln und gemeinsam die verschiedenen Kosten- und Nutzenkomponenten des Kinderhabens ab. Sie schieben die Entscheidung für eine Familie bis zu dem Zeitpunkt auf, zu dem ihnen ihre Lebensperspektiven einigermaßen sicher, die verfügbaren Ressourcen ausreichend genug sind, um einen sozialen Abstieg zu verhindern, und das Problem der Vereinbarkeit unterschiedlicher Aktivitäten zufriedenstellend gelöst ist. Damit sich verantwortliche Individuen zum Familiehaben entschließen, müssen also Johannes Huinink zufolge drei Probleme gelöst sein: das *Ressourcen-*, das *Vereinbarkeits-* und das *Perspektivenproblem.*

Das *Ressourcenproblem* kann der Staat u.a. dadurch zu lösen helfen, daß beide Eltern – auch Alleinerziehende – zu Erwerbstätigen verwandelt werden. Dies ist

heute die amerikanische Situation. Das beste Mittel, die Familie vor Armut zu schützen, sei, beide Eltern so weit wie möglich zur Erwerbstätigkeit zu bringen. Mit ihrem Engagement in der Erwerbsarbeit, heißt es in den USA, geben die Eltern den Kindern nicht nur ein gutes Vorbild; sie verringern auch das Armutsrisiko im Fall der Scheidung und entlasten den jeweils besserverdienenden Ehegatten von Unterhaltszahlungen. Familienpolitik beschränkt sich dort auf Steuerbefreiungen für sehr niedrige Einkommen für erwerbstätige Familien. Einige amerikanische Politiker gehen sogar so weit zu fordern, Väter oder Mütter müßten eben zweite und dritte Jobs annehmen, falls das Haushaltseinkommen nicht ausreicht (Mead, 1997).

Die EU-europäische Argumentation ist noch weit von diesem „laboristischen" Rigorismus entfernt. Keine westliche Gesellschaft kann es sich freilich noch leisten, die Hausfrauenexistenz zu fördern. Die Erwerbsarbeit von Frauen ist ein Puffer im demographischen Wandel und Mitgift, die Eheneigung und (Zwei-)Elternschaft befördert, Nachteile und Armutsrisiken für Kinder vermeiden und eheliche Instabilität auffangen hilft (Ostner, 1998). Sie federt auch den sozioökonomischen Wandel ab, indem sie das Wertprodukt vergrößert und das Steuer-/Beitragsaufkommen in einer Zeit erhöht, in der eine sinkende Zahl von Beschäftigten wachsende Gruppen Nichtbeschäftigter alimentieren muß. Die Einkommen von Zweiverdiener-Paaren stellen nicht nur eine wechselseitige Ausfallbürgschaft angesichts zunehmend unsicherer, kontingenter und diskontinuierlicher Erwerbs- und Einkommensperspektiven, also ein Instrument der Armutsvermeidung, dar. Sie erlauben u.U. auch den Kauf haushaltsbezogener Dienste und wirken dadurch wiederum beschäftigungsfördernd.

Der Markt hat sich als Steuerungsprinzip fast aller Lebensbereiche durchgesetzt. Die Politiken im Angebot unterscheiden sich heute allein in der Art und im Umfang seiner Regulierung. Das ändert aber nichts daran, daß die Familie für Politiker fast jeder Couleur arbeitsmarkt-, beschäftigungsfreundlicher werden muß. Gleichzeitig sollen die Betriebe, soweit mit ihren Betriebszielen vereinbar, familienfreundlicher werden. Überspitzt kann man sagen, daß die Familie zu einer Funktion des Arbeitsmarktes – genauer: der Erhöhung der Beschäftigungsfähigkeit – geworden ist (Ostner, 1999).

Die Kinder, neben den Gebrechlichen das vielleicht noch einzig verbleibende eigensinnige und widerständige Moment, müssen sich dieser Logik irgendwie fügen. Wenn, dann tauchen sie entweder in der Formel der „Kinderkosten" oder als Problem der *Vereinbarkeit* von Familie und Beruf, also jeweils aus der Sicht des Marktes und der dort erwerbstätigen Eltern, oder als „Kinder der Freiheit" auf, zwischen Gefährdung und Gefahr. Ihnen bleibt wenig anderes übrig, als sich recht bald an Wechsel aller Art zu gewöhnen und diese möglichst produktiv zu wenden. Der frühe Zugang zu den Informations- und Kommunikationstechnologien soll ihnen dabei helfen. Der 10. Kinder- und Jugendbericht (Bundesministerium, 1998) diskutiert kindliche Lebenssituationen bereits vor dem Hintergrund einer Erwerbsgesellschaft, in der jeder und jede, die Mutter und der Vater, Unternehmer der eigenen Arbeitskraft und derart Gelegenheiten, wie reduziert diese auch sein mögen, optimierend unterwegs ist. Das *Vereinbarkeitsproblem* läßt sich durch ein günstiges öffentliches oder privatwirtschaftliches Angebot an Kinderbetreuung vor und nach der Schule angehen. So bietet Schweden den erwerbstätigen Eltern eine breite Pa-

lette öffentlicher Betreuung rund um die Uhr, auch des nachts und dies – bei Bedarf – während einer ganzen Arbeitswoche. Schweden sticht unter den EU-Mitgliedsländern durch seine hohe (inzwischen etwas sinkende) Geburtenrate von 2.12 Kindern pro Frau hervor. Der schwedische Weg ist allein wegen seiner hohen Steuerbelastung, aber auch wegen seiner historisch weniger ausgebildeten Tradition des häuslichen Mutterdaseins nicht kopierbar. Niedrige Löhne und/oder größere Gruppen in Tageseinrichtungen könnten im deutschen Fall die Betreuungsfrage lösen helfen. Mit dem Kind haben solche Lösungen allerdings bestenfalls in zweiter Linie zu tun.

Das *Perspektivenproblem*, die Unsicherheit über die eigene Zukunft und die der Kinder, kann Politik freilich kaum lösen. Im säkularisierten Europa weist die Religion immer weniger den Weg durchs Leben. Die Wohlhabenden können sich – heute und in nächster Zukunft wieder mehr denn je – Kinder leisten. Bei Menschen mit geringen Erwerbs- und Einkommensaussichten passieren sie einfach. Die Zwischenschichten werden auch weiterhin zögern.

Literatur

Becker, G.S. (1973). A theory of marriage: Part I. Journal of Political Economy 81, 813-846. Deutsche Fassung: Eine Theorie der Heirat. In: G.S. Becker (Hrsg.). Ökonomische Erklärung menschlichen Verhaltens. Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck), 225-281.

Bertram, H. (1994). Die Stadt, das Individuum und das Verschwinden der Familie. Aus Politik und Zeitgeschichte, 29-30, 15-35.

Blossfeld, H.-P. (1995). Changes in the process of family formation and women's growing economic independence: A comparison of nine countries. In: H.-P. Blossfeld (Hrsg.). The new role of women. Family formation in modern Societies (S. 3-32). Boulder: Westview Press.

Blossfeld, H.-P. & Rohwer, G. (1995). West Germany. In: H.-P. Blossfeld (Hrsg.). The new role of women. Family formation in modern societies (S. 56-76). Boulder: Westview Press.

Bundesministerium für Familie und Senioren (1994). Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland. 5. Familienbericht. Bonn.

Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (1998). 10. Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation von Kindern und die Leistungen der Kinderhilfen in Deutschland. Bonn.

Burkart, G. (1991). Treue in Paarbeziehungen. Theoretische Aspekte, Bedeutungswandel und Milieudifferenzierung. Soziale Welt 42 (4), 489-510.

Burkart, G. & Kohli, M. (1992). Liebe, Ehe, Elternschaft. Die Zukunft der Familie. München: Piper.

Burkart, G. (1995). Zum Strukturwandel der Familie. Mythen und Fakten. Aus Politik und Zeitgeschichte, 52-53, 3-13.

Burkart, G. (1997). Lebensphasen – Liebesphasen. Opladen: Leske + Budrich.

Dorbritz, J. & Gärtner, K. (1995). Bericht 1995 über die demographische Lage in Deutschland. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 20 (4), 339-448.

Durkheim, E. (1992). Über soziale Arbeitsteilung, Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Hobson, B. (1990). No exit, no voice: Women's economic dependency and the welfare state. Acta Sociologica 33 (3), 235-250.

Huinink, J. (1997). Elternschaft in der modernen Gesellschaft. In: K. Gabriel, A. Herlt & K.-P. Strohmeier (Hrsg.). Modernität und Solidarität. (Festschrift für Franz-Xaver Kaufmann), (S. 79-90). Freiburg: Herder.

Kaufmann, F.-X. (1995). Zukunft der Familie im vereinten Deutschland. Gesellschaftliche und politische Bedingungen. München: Verlag C.H. Beck.

König, R. (1966). Soziologie der Familie. In: A. Gehlen, & H. Schelsky (Hrsg.). Soziologie. Lehr- und Handbuch zur modernen Gesellschaftskunde (S. 121-158). Düsseldorf/Köln: Diederichs.

Lauterbach, W. (1999). Familie und private Lebensformen. In: W. Glatzer, & I. Ostner (Hrsg.). Deutschland im Wandel, Sozialstrukturelle Analysen (S. 239-254). Opladen: Leske + Budrich.

Lesthaeghe, R. (1992). Der zweite demographische Übergang in den westlichen Ländern: Eine Deutung. Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 18 (3), 313-354.

Leupold, A. (1983). Liebe und Partnerschaft. Formen der Codierung von Ehen. Zeitschrift für Soziologie, 12 (4), 297-327.

Mead, L. (1997). Citizenship and social policy: T.H. Marshall and poverty. In: Ellen Frankel Paul et al. (Hrsg.). The Welfare State (S. 197-230). Cambridge: Cambridge University Press.

Matthias, H. (1995). Eheschließung: Bedeutung, Gründe und Typologien. In: B. Nauck & C. Onnen-Isemann (Hrsg.). Familie im Brennpunkt von Wissenschaft und Forschung (S. 383-398). Neuwied: Luchterhand.

Métral, M.O. (1981). Die Ehe. Analyse einer Institution. Frankfurt: Suhrkamp.

Morgan, P. (1995). Farewell to the family? Public policy and family breakdown in Britain and the USA. London: The Institute of Economic Affairs, Health and Welfare Unit.

Nave-Herz, R. (1984). Familiäre Veränderungen seit 1950. Eine empirische Studie. Oldenburg: Universität.

Nave-Herz, R. (1989). Zeitgeschichtlicher Bedeutungswandel von Ehe und Familie in der Bundesrepublik Deutschland. In: R. Nave-Herz & M. Markefka (Hrsg.). Handbuch der Familien- und Jugendforschung. Band 1. (S. 211-222). Neuwied/Frankfurt/M: Luchterhand.

Nave-Herz, R. (1990). Familie: Das Ende einer Solidargemeinschaft? Zum Wandel von Ehe und Familie in der Bundesrepublik. In: R. Hettlage (Hrsg.). Die Bundesrepublik. Eine historische Bilanz (S. 202-213). München: Beck.

Nave-Herz, R., Matthias-Bleck, H. & Sander, D. (1996). Ehe – Triumph der Tradition? Familie und Recht 7 (1), 1-3.

Nicolson, N. (1978). Portrait einer Ehe. H. Nicolson und V. Sackville-West. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Oppenheimer, V.K. (1995). The role of women's economic independence in marriage formation: A skeptic's response to Annemette Sorensen's remark. In: H.-P. Blossfeld (Hrsg.). The new role of women. Family formation in modern societies (S. 236-243). Boulder: Westview Press.

Ostner, I. (1997). Alleinerziehen vor und nach der deutschen Einigung. Ein Testfall für die Logik deutscher Sozial- und Familienpolitik. Sozialwissenschaftliche Literaturrundschau 20 (34), 53-73.

Ostner, I. (1998). Quadraturen im Wohlfahrtsdreieck. Die USA, Schweden und die Bundesrepublik im Vergleich. In: S. Lessenich & I. Ostner (Hrsg.). Welten des Wohlfahrtskapitalismus. Der Sozialstaat in vergleichender Perspektive (S. 225-252). Frankfurt/M.: Campus.

Ostner, I. (1999). Das Ende der Familie wie wir sie kannten. Blätter für deutsche und internationale Politik, Bonn: Blätter Verlagsgesellschaft mbH, 1/99, 69-76.

Ott, N. (1989). Familienbildung und familiale Entscheidungsfindung aus verhandlungstheoretischer Sicht. In: G. Wagner, N. Ott, & H.-J. Hoffmann-Nowotny (Hrsg.). Famili-

enbildung und Erwerbsttätigkeit im demographischen Wandel (S. 97-116). Berlin/Heidelberg: Springer.
Parsons, T. (1942). Age and sex in the social structure of the United States. In: American Sociological Review, 7, 604-616.
Sander, D. (1995). Ambivalenzen und Konfliktvermeidungsstrategien bei ledigen Frauen und Männern. In: B. Nauck & C. Onnen-Isemann (Hrsg.). Familie im Brennpunkt von Wissenschaft und Forschung (S. 369-382). Neuwied: Luchterhand.
Schwarz, K. (1995). In welchen Familien wachsen die Kinder und Jugendlichen in Deutschland auf? Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft, 20 (3), 271-292.
Simmel, G. (1908/1983). Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Berlin: Duncker&Humblot.
Simmel, G. (1985). Fragment über die Liebe. In: G. Simmel (Hrsg.). Schriften zur Philosophie und Soziologie der Geschlechter (S. 224-282). Frankfurt: Suhrkamp.
Tölke, A. (1995). Geschlechtsspezifische Aspekte der Berufs- und Familienentwicklung. In: B. Nauck & C. Onnen-Isemann (Hrsg.). Familie im Brennpunkt von Wissenschaft und Forschung (S. 489-504). Neuwied: Luchterhand.
Weiß, J. (1998). Die zweite Moderne – eine neue Suhrkamp-Edition. Soziologische Revue 21 (4), 415-426.

Anschrift der Autorin:

Prof. Dr. Ilona Ostner
Georg-August-Universität Göttingen
Institut für Sozialpolitik
Platz der Göttinger Sieben 3
37073 Göttingen